

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 47

Artikel: Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644308>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 47 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern.

24. November

— Dor dem Frost —

Von Max Pulver.

Nur Buchen noch und lichter Ahorn tragen

Rostgoldnes Laub am Fluß.

Die Wellchen gehn in glitzernden Kaskaden:

Geschmolznes Glas im Guß.

Noch ist es warm. Doch scheint der Frost zu drohen
Aus ungetrübtem Blau.

Bald kommt die Nacht und kalter Sterne Lohen
Und erster eisiger Tau.

Die ferne Släche lockt mit blauem Schleier,

Wo schon der Wald verglimmt.

Die winterfarbenen Weiden um den Weiher
Erbeben unbestimmt.

(Aus der Anthologie „Silhouetten“ Bd. I.
Herausgegeben von Paul Kägi, Verlag B.
Schwabe, Basel.)

□ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

33

Schweigend rauchten die Hausväter. Dann fingen sie an, über Martin weg zu erzählen. Dem einen war eine Geiß erkrankt, dem andern hatte der Sturm das Dach beschädigt. In beiden Fällen erboten sich die sechs andern, zu helfen. Des dritten Kind war frank. Das Getippe!

Martin horchte auf. „Diphtherie?“ fragte er. Ja. Aber es sei nichts zu machen. Das Kind müsse sterben.

Warum man ihn nicht geholt habe, fragte Martin. Er hätte doch nicht helfen können? Doch. Er wäre hinunter gelaufen und hätte den Doktor geholt.

Ach, der komme immer zu spät. Abends gehe er nicht mehr mit, wenn man ihn hole, und am andern Tag stürben die Kinder ja doch.

Wann denn das Kind erkrankt sei?

Oh, schon vor acht Tagen, da hätte es zum erstenmal über Halsweh geklagt. Martin fuhr auf.

Um Gotteswillen, und die andern Kinder, die Anstellung? Das Kind war ja vor drei Tagen noch in der Schule. Man müsse den Arzt sofort holen, drängte er. Der Vater des Kindes nickte. Er müsse doch hinunter ins Tal, es fehle an Salz für die Geizen.

Bald darauf gingen die Hausväter auseinander und Martin schritt langsam dem Schulhause zu, das hoch und schmal, mit zackigem Giebel wie die andern in die Höhe ragte, aber nicht wie die andern Sinnerhäuser mit allen vier Ecken auf einer Art Mühlstein ruhte, sondern im Wasser stand.

Bedrückt machte er Licht. Wenn er doch das viele Geld noch hätte! Er war zu schwach gewesen, zu nachgiebig, zu sehr im Banne seiner Liebe. Er hätte, wie bei einem feurigen Röcklein, die Zügel in der Hand behalten sollen, da er der Fuhrmann war und für die Fahrt verantwortlich. Er hatte Lis das Geld verschleudern lassen, das nun einer langen Reihe von Kindern das Leben retten könnte. Wenn das Kind stirbt, was dann? Und wenn andere von ihm angesteckt werden, sterben, was dann? Wie hilft man da? Und rasch muß geholfen werden, sofort, gründlich, denn das Gespenst geht herum und würgt, wen es auf seinem Weg in dem verseuchten Hause trifft.

Martin setzte sich in seinen Korbstuhl, den er mit hinaufgenommen und den ihm Sepp geflochten hatte. Dann zog er, um auf andere Gedanken zu kommen, einen schwarzeränderten Brief aus der Tasche, den er noch nicht geöffnet, trotzdem ihn der Bote schon vor drei Tagen gebracht. Er fürchtete sich immer noch vor allem, was ihn mit der Stadt und dem, was sie ihm gebracht, verband. Auch jetzt legte er den Brief nur vor sich, öffnete ihn und legte ihn wieder hin. Seine wunde Seele fürchtete jede Berührung, auch die zarteste. Endlich las er. Der Brief war von Sorella.

„Lieber Martin, warum quälen Sie sich immer noch? Ich sehe, wie sehr Sie gelitten haben müssen und wie heftig Ihre Gesundheit — ich rechne das Gemüt mit zur Gesundheit — angegriffen sein muß, daß Sie wieder und wieder in diese Selbstanklagen versunken. Warum bitten Sie mich

um Verzeihung? Sie wissen, daß der Arzt mich längst auf ein rasches Ende meines Bruders vorbereitete. Sie wissen, daß sein Herz angegriffen und schwach war, was habe ich Ihnen daher zu verzeihen? Daß es ihn angriff, zu hören, daß Sie uns verlassen wollten, mehr noch, daß Sie der Kunst entfliehen wollten, ist wahr. Aber vielleicht habe ich es gerade Ihnen zu danken, daß Cesare nicht lange leiden mußte, daß er rasch, schmerzlos in das Reich der ewigen Musik entrückt wurde. Vielleicht habe ich Ihnen das wirklich zu danken, Martin. Um das bat ich Gott ja alle Tage, daß meinem Bruder das Krank- und Hilfsloswerden erspart bleiben möchte. Cesare hat Sie lieb gehabt und war so stolz auf Sie, und ich liebe Sie, glauben Sie mir, wie einen Sohn. Meinem Herzen sind Sie es schon lange.

Sorella.“

Martin strich zärtlich über den Brief. Wenn ich nichts gewonnen habe als sie mit meinem Singen, so habe ich viel gewonnen. Ich habe jemand, der mich lieb hat. So redet und denkt eine Mutter, so verzeihend, nein, so unfähig den, den sie liebt, zu beschuldigen. Ihre milde Hand legt sie auf meine Schulde und deutet sie zu. Aber die Schulde ist da, ich weiß es. Ich hatte vergessen, daß des Meisters Herz nur mehr war wie schwaches Glas, ich hätte wissen sollen, daß es in der Stunde, da er wußte, daß ich die Bühne verlassen wollte, brechen würde. Und doch verzeiht mir Sorella. Heiße Dankbarkeit und Ergriffenheit brannte in seinen Augen und feuchtete sie. Er holte eine kleine Schatulle hervor und wollte Sorellas Brief zu den andern legen. Hates große eigenartige Handschrift fiel ihm in die Augen. Er nahm den Brief und faltete auch ihn auseinander.

„Meister, Sorella hat mir von Ihnen erzählt. Ganz oben leben Sie? In einem von Licht, Wetter und Sonne schwarz gebrannten Dörflein, auf dessen grauen Schindeldächern die Sonne spielt, daß sie aussehen, wie aus lauter Silberschuppen gebildet? Und die unendliche Welt, auf die Sie herabsehen? Sie sind sehr glücklich. Sind Sie es nicht? Trotzdem? Weil Cesare die Augen geschlossen? Seien Sie doch stark, Meister. Sie sind das Werkzeug gewesen, daß er ausklingen durfte wie die letzten Takte einer Symphonie. Ohne Sie und Ihre Flucht hätten er und Sorella nach einem Ende seufzen müssen. Darüber rede ich nun nicht mehr. Wenn ich aus Sorellas Haus in den Garten hinuntersteige und auf dem kleinen Weglein gehe, das zum Musikzimmer führt, so scheint mir der Weg sehr lang und traurig. Die Sonnenblumen stehen noch dicht vor den Fenstern und den ganzen Sommer über wehten die roten Rosen ins Zimmer. Aber die freudewekende Musik ist verschwunden.

Wenn ich an Sie denke, sehe ich Sie oben am Berghang stehen und hinuntersehen ins Tal und weiß, daß Sie an das Lied denken, das sich im Buch von selbst öffnet. Wer ist einsam, dem die Sonne scheint, oder dem die glanzvollen Berge ins Auge schauen und der den Adler kreisen sehen darf über den Tälern? Wer ist einsam, der nicht vergessen wird?

Wir möchten viel wissen. Wie Sie leben, wohnen, essen, was Sie treiben, was Sie lesen, ob Sie singen — was? Wir möchten wissen, wie die Menschen sind dort oben. Ob die Kinder blaue Augen haben und weißblonde Haare

und rote Bäcklein. Und ob schon der Schnee liegt? Und wie einem Menschen zumute ist, um den sich langsam eine Mauer von Schnee auftürmt, die ihn trennt von der Welt und ihn zusammen mit ein paar Einsiedlern gefangen nimmt. Wir möchten wissen, wie das Menschenherz träumt, wenn es dem Himmel so nahe ist wie das Ihre, Meister. Wollen Sie mir auf das alles antworten?“

Langsam faltete Martin Hates Brief zusammen, den er schon so oft gelesen, und es war ihm, als sei die schmale weiße Gestalt neben ihm gestanden und ein paar forschende Augen hätten in seiner Seele zu lesen versucht. Hate, Hate! Wenn er den Namen aussprach, dachte er an weiche Federn, an unberührten Schnee, an zartes, weißes Fell oder an die Flügel der Engel. Er lächelte. Sein Wunsch, einen Engel zu fangen, fiel ihm ein. Und daß Sepp gesagt, ein wirklicher Engel sei noch schwerer zu fangen als Wildtauben. Ach, arme Lis!

In der kleinen Schatulle lag noch vor einem Monat ein dritter Brief. Den hatte Martin einst auf seinem Schreibtisch gefunden.

„Lieber Martin. Ich kann's nicht mehr aushalten daheim, du bist so schweigsam und streng. Ich möchte in die weite Welt hinaus und möchte glücklich sein und geliebt werden. Sorge dich nicht um mich, es geht mir gut.“

Wenn du dich von mir trennen willst, so ist es mir recht. Ich bitte dich, tue die nötigen Schritte. Mein Anwalt wird dich aufsuchen. Sei nicht böse, daß ich von dir ging, ehe du kamst, ich fürchtete mich, dir zu begegnen. Lebe wohl, werde glücklich, wie ich es bin. Lis.“

Neben dem Brief war ein Päcklein gelegen, das sorgsam mit einem Band umwunden war. Als Martin es öffnete, fiel ihm eine Menge Rechnungen entgegen. Auf einem besondern Zettelchen stand: „Sei so gut, lieber Martin, und bezahle sie. Ich hatte keine Zeit mehr.“

Da hatte Martin gelacht.

Die Rechnungen waren bezahlt worden und wenig, sehr wenig war von der ganzen Theaterherrlichkeit übrig geblieben. Genug, um zu leben, mehr nicht. Nicht genug, um den Sinnern sagen zu können: Wo soll euer Schulhaus stehen? Es liegt also eine neue Schulde auf mir, sagte sich Martin. Einen Augenblick, einem Blitze gleich, dachte er an Hate und ihr gebefreudiges Herz. Aber dunkelrot überflutete es ihn, da ihm der Schmuck einfiel, den sie Lis geschenkt. Sorella? Nein, um keinen Preis bitteln, auch nicht für andere. Sorella hatte ihm so viel geschenkt, zuletzt ihre Verzeihung; mehr, sie nahm jegliche Schulde von seinen Schultern und sprach ihn frei. Sie heuchelte nicht. Es war ihre ernste Meinung, das, was sie schrieb.

Dank dir, du Zarte, Edle, Gütige. Martin setzte sich an den wurmstichigen Tisch und schrieb an Sorella. Darauf schlief er fest die ganze Nacht und erwachte froher als seit langer Zeit.

Als am nächsten Morgen das Feuer im Ofen prasselte, der Rauch sich verzogen hatte und das Wasser brodelte, mit dem sich Martin seinen Tee kochte, kamen die Kinder. Schnee war gefallen und die grünen Halden lagen begraben. Berg und Tal schienen friedlich zu ruhen.

Die Kleinen stampften den Schnee von den Schuhen,

hauchten in die blauen kleinen Hände und setzten sich auf die unbequemen Bänke. Eines hob den Finger.

„Des Gorsat Nini ist gestorben heute nacht,“ berichtete es. „Mutter sagte, ich solle es dir erzählen.“ Martin erschrak heftig. Schon wieder ein Opfer. Im Frühjahr erst, kaum daß er in Sinn eingezogen, war ein hustender Knabe erlegen, ein zartes, schwaches Büblein. Und jetzt das hübsche Mädelchen.

„Seid ihr alle wohl?“ fragte er ängstlich die Kinder. „Hat keines Halsweh oder Kopfweh?“ Die Kinder schüttelten den Kopf und lachten. Das gehörte doch nicht zum Lernen. Warum fragte der Lehrer?

„Sagt es nur sogleich, wenn eines Schmerzen hat,“ fuhr Martin eindringlich fort. Dann begann die Lesestunde. Große und kleine Kinder buchstabierten. Die vielen Pausen, die der Winter erzwang, machten sich bei der Ausbildung der Kinder fühlbar. Eifrig waren sie aber alle.

Der Lehrer erzählte, denn sie wußten so gar nichts von der Welt. Eisenbahn und Motorwagen schienen ihnen Märchen zu sein, Seide und Samt unbekannte Zauberstoffe. Das Zuckerzeug, das er hatte kommen lassen, schien ihnen aus dem Wunderland zu stammen und der Lehrer selbst nicht ein Mensch zu sein wie ihre Väter und Brüder.

Als die Schule aus war, stieg Martin hinunter bis zu dem Haus, wo die kleine Tote schlief. Es weinte niemand. „Es hat's gut,“ sagte die Mutter. Zwei Kerzen brannten zu Häupten des Bettles, ein Kruzifix lag auf der Brust des blauen Kindes, sonst war nichts da, kein Zweig, kein Reislein.

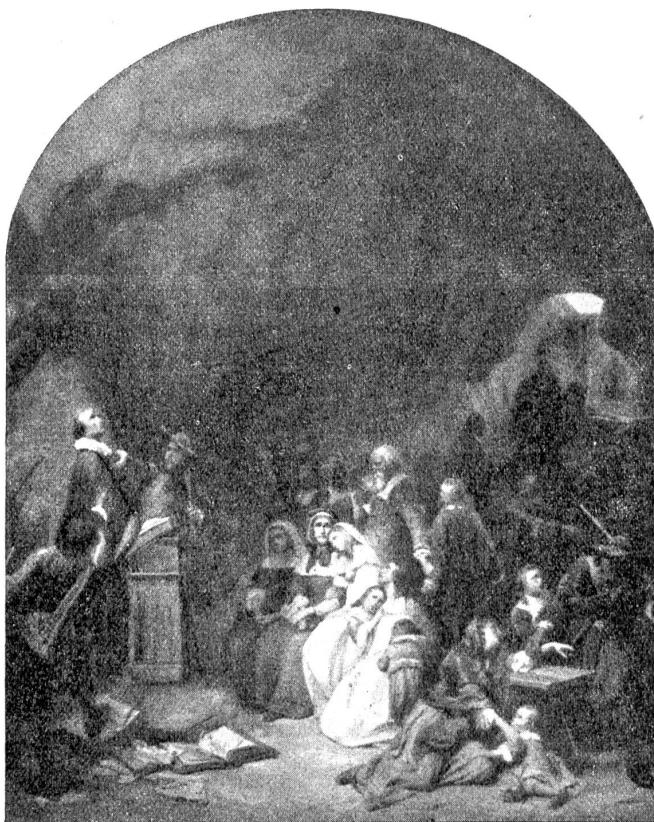
„In der nächsten Woche kommt der Pfarrer noch einmal zu uns herauf, — wenn's nicht gar zu arg schneit,“ erzählte der Vater. „Der wird's einsegnen.“

„Gorsat, es muß etwas für die Kinder geschehen,“ sagte Martin eindringlich. „Ein neues Schulhaus muß gebaut werden. Etwas, wenig genug, kann ich beisteuern. Und ihr werdet doch auch etwas tun können.“

„Nein, wir können nichts tun. Nicht einmal eine Fichte vermögen wir zu kaufen, und vermöchten wir es, so fehlt alles andere.“

„Aber Steine sind hier doch genug und Fäuste auch, um sie zu brechen,“ sagte Martin.

„Die Gemeinde hat einmal den Steinbruch, so weit man sehn kann, an eine Gesellschaft verkauft. Die beutet sie für Mineralien aus. Beschwacht sind wir worden, um einen Apfelbuchen haben wir das Dolomitengestein hergegeben. Jetzt müssen wir Steine kaufen, als gehörte die Gotteswelt rings herum nicht einem jeden. Und auf Stein muß das Haus stehen, der Stürme und des Schnees wegen. Und dann die Schulbänke, und die Bücher, und der Ofen, und die Lampen und alles andere. Woher nehmen? Laßt halt in Gottes Namen das Gespenst im Schulhaus wüten. Gut, wenn keins mehr da ist von den armen Dingern, im Himmel haben sie's besser. Abbrennen sollte man das Haus, das Mörderhaus, und jedes Dachschindelchen, das herumliegt, hineinwerfen in die Glut, damit das Gerippe samt Krankheit und Tod mitverbrennt.“ Der Mann leuchte und Schweißtropfen rannen ihm über das magere Gesicht.



Karl Girardet 1842. Die Hugenotten. (Museum in Neuenburg.)

Zu den bedeutsamsten und fruchtbarsten Historien-Malern der Schweiz gehört der Neuenburger Karl Girardet (1813 bis 1871) und sein bestes Werk ist das hier reproduzierte. Die Hugenotten, in einer heimlichen Höhle um ihren Prediger verammelt, werden von den Dragonern des Königs überschlagen und brutal auseinander gerissen. Man beachte die schöne Symmetrie des Gemäldes: die wild zugreifenden Krieger links und rechts, die gottergebene Passivität des Menschenhäufleins in der Mitte.

„Das sollte man,“ sagte Martin ernst. „Aber wer gibt sich dazu her, das zu tun?“

(Fortsetzung folgt.)

Das Schultheißen-Schloß in Büren a. A.

Der fünfte Band des großangelegten Werkes „Das Bürgerhaus in der Schweiz“, der eben in seinem ersten Teil im Verlage Orell Füssli, Zürich, erschienen ist (herausgegeben im Auftrage des Schweizerischen Ingenieur- und Architekten-Vereins), behandelt den Kanton Bern. Er wird unstreitig der interessanteste Band des Prachtwerkes sein, wenn er einmal vollständig vorliegt. Denn nicht nur umfaßt der Kanton Bern schon räumlich das größte und mannigfaltigste Studienmaterial, das ein Schweizerkanton aufweisen kann, sondern seine historische Entwicklung war dem Bürgerhaus in mehr als einer Hinsicht förderlich. Jahrhunderte lang stand das Land unter der soliden, die behagliche und komfortable Wohnweise liebende Verwaltung eines konserватiven Patriziates. Es entstanden überall im Bernerlande herum jene Landvogteisitze, Landedelhäuser, Ratshäuser, Pfarrhäuser und Familienwohnsitze, die uns noch heute durch ihre edlen Bauformen und ihre vornehme Behäbigkeit auffallen und da und dort einem Stadtbilde oder Landschaftsbilde das Gepräge geben.

Am interessantesten sind in dieser Hinsicht die alten Landstädtchen, die zufolge einer ungünstigen Verkehrslage